

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Wir sind Barbaren	280
Deutscher Sang	290
Kriegsjustiz. Von Kadon	298

Nachdruck verboten.

Er scheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1914.

inzeraten - Annahme durch die
Anzeigenverwaltung der **Wochenschrift**
„Die Zukunft“ (Alfred Weiner)
Berlin SW. 69, Friedrichstr. 207. Fernsp. 214, 6740 u. 5797
(s. B. verleiht Umschlagseite).

Abonnementspreis (vierteljährlich 13 Nummern) M. 5.—, pro Jahr M. 20.—; unter Kreuzband
bezogen, Deutschland und Oesterreich M. 5.65, pro Jahr M. 22.60; Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen sowie der
VERLAG DER ZUKUNFT, BERLIN SW. 49, Wilhelmstr. 3a, Fernspr. Lützow 7724.

RICHTER'S Reiseführer

Stets neue Auflagen. Etwa 100 Ausgaben.
Sorgfältig bearbeitet, mit den besten Karten, von handlichem Format.

Richters Wanderbücher durch alle Gebirge
Deutschlands. 4 Bde.
Vorrätig in allen Buchhandlungen. Ausführliches Verzeichnis kostenlos!

Richters Reiseführer-Verlag Hamburg 1
Wallhof.

Hotel Esplanade

Berlin

Hamburg

Zwei der vornehmsten Hotels der Neuzeit.

von Tresckow

Königl. Kriminalkommissar a. D.

Zuverlässigste vertrauliche Ermittlungen und Beobachtungen Jeder Art.
Berlin W. 9. Tel.: Amt Lützow, No. 605L. Potsdamerstr. 134 a.



Bergmann-Metallurgique

Fabrikate der Bergmann-Elektrizitäts-Werke A. G. Berlin.
Tourenwagen **Lastwagen**

Berlin N. 65, Seestraße 63.



Berlin, den 29. August 1914.

Wir sind Barbaren.

Sonnenaufgang im Westen.

Das Reichsland ist zum zweiten Mal von einem deutschen Heer erobert worden. In dieser Gewissheit hellte das Leid banger Wochen. Nicht von Furcht bewirktes. Daß Frankreich unterliegen werde, galt als sicher. Doch der Vorkampf konnte lange währen; länger, als das auf zwei Landfronten bedrohte Reich wünschen durfte. Seit Jahrzehnten hatten alle nicht in Blindheit seligen Franzosen gestöhnt: „Wir werden geschlagen sein, ehe die Russen sich rühren.“ Deshalb wurde, vor der letzten Anleihegewährung, der Freund in die Bedingung gekettet, Militärbahnen zu bauen, die in sechzehn Tagen die Mobilmachung des ganzen Russenheeres ermöglichen. Noch war die Gleisstrecke nicht vorgezeichnet: da kam der Krieg. Was thun, um die Wucht des deutschen Anpralles zu dämmen und der westasiatischen Langsamkeit des Genossen, der für die Beförderung eines Armeecorps fast fünf Tage braucht, Zeit zum Aufmarsch zu schaffen? Nur der verwegenste Angriff konnte ans Ziel helfen. Wenn das Reichsland überrannt, das deutsche Heer gezwungen wurde, auf Heimatherde zu kämpfen, kam es, selbst wenn das Glück mit ihm war, nicht mehr ganz frisch, nicht in ungeschmälerter Gliederstärke an den Eisengurt der Vogesengrenze; und inzwischen konnten die Russen in Preußen einbrechen, mit den ruchbaren Mitteln ihrer Hordentaktik Schrecken verbreiten, Königsberg, vielleicht gar Graudenz und Thorn belagern und dem deutschen Norden die helle Stimmung trüben.

Frankreich aber sähe nach dem winzigsten Sieg im Elsaß oder in Lothringen den Himmel offen und wäre fürs Erste dann gegen den Umsturz der Staatsordnung gefeit. Blaset, Trompeter! Bald hören wir, daß die deutsche Flotte vernichtet, in Pola, Castelnovo, Spizza kein Steinchen mehr fest vermörtelt ist, bei Dünkirchen oder Antwerpen das Dreivölkerheer, Briten, Franzosen, Belgier, schon zu tödtlichem Streich ausholt und Italiens Vordrang nach Südtirol und Istrien Habsburgs Heer aus Polen wegsplittert. Ein holder Traum. Der Erlebniß zu werden schien. Wochen lang sahen Oberelsasser und Lothringer die Fahne der Republik flattern. (Lernten sie endlich nun begreifen, warum wir, auch ihre kügsten Freunde, noch immer ihr Land als das Glaciß gegen Frankreich betrachten mußten? Oder ist wahr, was ich in Feldbriefen ernster Männer lese: daß Elsasser und Lothringer, nicht einzelne nur, aus hundert Winkeln den Franzosen heimlich geholfen und hinterrücks auf Deutsche geschossen haben? Nie würde solche Tüde ihnen, niemals, verziehen.) Wochen lang sahen sie wohl Theilerfolge französischer Truppen und hielten drum die erlogenen Siege für glaublich. Mülhausen, Altkirch, Schirmeck, Schlettstadt sogar: morgen säumt das Gekribbel der Rothhosen den grünen Rhein. „Wir hatten ihn einst. Wir werden ihn wieder haben. Der alte Galliergeist stieg aus der Gruft. Müden Völkern, schriet Ihr, verlebten fehle die Kraft zu Offensive? Dann sind wir Franzosen blutjung; sind, die uns weß schalten, arme Tröpfe. Unsere Offensive ist mindestens so kühn wie Bonapartes. Wir sprangen vor, führen auf Eurem Boden, auf dem uns geraubten, den Krieg und Ihr müßet Euch in Vertheidigung schränken. Das hattet Ihr nicht erwartet. Stehet entsezt vor Eurem Kriegsplan, der nur noch ein werthloser Papierfetzen ist, und zittert vor der nächsten Ueberaschung!“ In welchen Taumel mag die Grenzfunde das Herz, das Hirn der pariser Lothringer vom Schlag der Poincaré und Barrés gerissen haben! Auf die Wolkenburg solcher Hoffnung waren selbst sie nicht geklettert. Wer in den letzten Jahren mit redlichen Franzosen sprach, weiß, daß sie nur auf Ehrenwahrung rechneten; hinter den Festungen und Sperrfortis, dachten sie, halten unsere Leute sich wohl, bis Rußlands und Englands Eingriff uns Althemraum schafft. Nun blies die Trompete, der Eisengurt sei unangetastet und vorn werde, auf deutschem Grund, gefochten, ge-

siegt. Unser Ohr ahnt das Jubelgebrüll der Boulevardmenschheit. Brach es jäh ab und wich bänglichem Schweigen? Wir hatten nicht gezagt. Auch die aller Vorgänge Kundigen nicht eine Stunde lang. Aber (heute dürfen sie sagen) der Gedanke, daß auch in West unser Heer auf Heimatherde fechten müsse, fraß manches Zweiglein der Freude an der urkräftigen, urgesunden Erhebung deutscher Volkheit. Woche um Woche. Deutsche Kugeln zerstörten das Werk deutscher Hände. Die Neutralen konnten in den Wahn gleiten, Deutschland ächze schon in unsicherer Defensiv und könne seinen Genossen nicht aus neuem Drang lösen. Die Vorstellung, daß über Mülhausen Frankreichs Fahne wehe und der Eindringling den Mauern der meher Festung nahe, kroch auf Spinnenbeinen übers Gemüth. Jetzt erst ist wieder frei. Fortan kämpft in West unser Heer auf der vom Feind bestellten Scholle. Und das Reichsland ist uns zum zweiten Mal erobert worden.

Den Plan schürzte der Wunsch, in unsere Aufmarschlinie ein breites Loch zu reißen und den Westarmeen dadurch die Möglichkeit gemeinsamen Handelns zu nehmen. Hält Herr Joffre, trotz der Warnung des Kameraden Pau, den Großen Generalstab des deutschen Heeres für einen Klub wirrköpfiger Müßiggänger? In dem Gelände, das seit Jahrzehnten die Stätte gewissenhafter Arbeit, ernstesten Kriegsspieles war, wollte der Franzos deutsche Krieger foppen? Weh dem Reich, dessen Schicksal der eillen Wahnsucht solches Feldherrn anvertraut ist! An drei Stellen brach, in der vierten Augustwoche, die Fluth des Germanenwillens die von fecker List bereiteten Deiche: bei Longwy, zwischen Metz und den Vogesen, bei Neufchateau. Die Armeen Ruprechts von Bayern und Albrechts von Württemberg drückten die Franzosencorps auf die Linie Lunéville-Blamont und der Armee des Kronprinzen Wilhelm gelang der Stoß, der des weichenden Feindes Flanke aufriß. (Grollen die Philister diesem Wilhelm nun noch, weil er geschrieben hat, jeder Soldat sehne den Tag herbei, der zum Kampf fürs Vaterland ruft?) Tage lang, Nächte lang hatten die Haubizen gedonnert, daß die Freiburger, die Stuttgarter den Widerhall hörten. Paris aber, das gestern noch mit der Wundermär vom Berg Donon, mit langen Epopöen über die in Lothringen erstrittenen Siege gefüttert worden war, vernahm nun, Klugheit empfehle schleunigen Rückzug. Auch, daß der Sieger Tausende ge-

fangen und hundertfünfzig Geschütze erbeutet habe? Die Meldung hätte erwiesen, daß der Rückzug Flucht geworden, im dritten Theil des Heeres schon jezt das Zuchtband gelockert ist. Wir jauchzen noch nicht. Doch unser Herz ist getrost. Was dieser Ernting beschert hat, ist mehr als ein Sieg in offener Feldschlacht. Zwei Pläne haben sich an einander gemessen, zwei Erzeifen sich an einander geweht. Der deutsche Leitgedanke war richtig und ist ausführbar; der französische war falsch und rostet wie eine vom Sumpf eingeschluckte Klinge. Von der Nordsee bis dicht an die Alpen wölbt sich ein stählerner Schild. Er bewegt sich. Er lebt. Freudig trägt ihn die Erde; wie eines Menschenweibes Mutter Schoß die aus Liebe empfangene Frucht, die noch in Wehen beglückt. Lasset Eure Trompeter blasen, Eure Einschläferer vom Augusthimmel das Blau weglügen: der Stahlschild wandelt. Wird morgen zur Klammer, die den Athem abschnürt, in der Hirnzelle den Willen droffelt. Bis das Wort Wahrheit geworden ist, das Gneisenau vor hundert Jahren sprach: „Die Franzosen ahnen nicht nur, sondern wissen jezt, daß wir ihnen überlegen sind.“ Nach Belle Alliance konnten, nach Sedan mußten sie es wissen. Sie wollten nicht. Sie wurden der Toisünde schuldig, der einzigen, die nie einem Volk verziehen ward: frebler Ueberschätzung des nationalen Vermögens.

Nach den deutschen Siegen bei Wörth und Wionville, während vor Metz schon die Entscheidung nahte und König Wilhelm die Erste und die Zweite Armee bei Gravelotte gegen Bazaine ins Feld führte, wurde in der (noch in Cottas augsbürger Verlag erscheinenden) Allgemeinen Zeitung ein Brief veröffentlicht, den David Friedrich Strauß an Ernst Renan geschrieben hatte. Ein Liberaler, ein philosophisch und historisch geschulter Kopf an den weisesten und gelehrtesten Mann, der im Gallierland lebte. „Wir hielten den Krieg gegen Frankreich, als Folge der Ereignisse des Jahres 1866, für unvermeidlich. Wir haben den Krieg nicht gewollt; aber wir kannten die Franzosen genug, um zu wissen, daß sie ihn wollen würden. Es ist wie mit dem Siebenjährigen Krieg als Folge der beiden schlesischen Kriege. Friedrich der Große hat diesen Krieg auch nicht gewollt; aber er hat gewußt, daß Maria Theresia ihn wollen und nicht ruhen würde, bis sie Bundesgenossen dafür gewonnen hätte. Auf ein hergebrachtes Uebergewicht v. r. zichtet ein Herrscher, ein Volk nicht leicht. Frankreich ist seit den

Zeiten Richelieus und Ludwigs des Vierzehnten gewohnt, die erste Rolle unter den europäischen Nationen zu spielen, und durch Napoleon den Ersten ist es in diesem Anspruch bestärkt worden. Dienächste Bedingung dieser Herrscherrolle Frankreichs war aber die Schwäche Deutschlands, daß seiner Einheit getheilt, seiner Einigkeit zwiespältig, seiner Beweglichkeit schwerfällig gegenüberstand. Doch jede Nation hat ihre Zeit; und, wenn sie rechter Art ist, nicht bloß eine. Deutschland ließ Dichter und Denker aus sich hervorgehen, die den französischen Klassikern des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts mehr als nur ebenbürtig an die Seite traten. Deutschland hatte die geistige Führerrolle in Europa übernommen, während Frankreich die politische, zuletzt freilich in hartem Kampf mit England, noch immer fortführte. Die Zeiten erziehen sich ihre Männer, vorausgesetzt, daß sich unter dem Nachwuchs Persönlichkeiten vom rechten Zeug an der rechten Stelle finden. Herr von Bismarck war ein Mann von solchem Zeug und seine Stellung am Bundestag in Frankfurt der rechte Standort, um in den innersten Sitz des deutschen Elends hineinzusehen. Frankreich hatte die Ereignisse des Jahres 1866 geschehen lassen, in der Hoffnung, aus den inneren Kämpfen des Nachbarlandes Gewinn für seine Uebermacht zu ziehen; als es sich in dieser Rechnung getäuscht sah, konnte es seinen Verdruß nicht verhehlen. Frankreich hat seit dem Sturz Napoleons dreimal seine Verfassung geändert: Deutschland hat nie daran gedacht, ihm dreinzureden; es hat stets das Recht des Nachbarn anerkannt, sein Haus im Inneren nach Bedürfniß und Bequemlichkeit oder auch nach Laune umzubauen. Ist denn nun, was wir Deutschen 1866 und seitdem gethan haben, etwas Anderes? Brachte, was wir in unserem bis dahin notorisch unwohnlichen Hause von Wänden einschlugen, von Balken einzogen, von Mauern aufführten, dem Nachbarhaus Erschütterung? Drohte es, ihm Licht und Luft zu schmälern? Stellte es ihm Feuergefahr in Aussicht? Nichts von Alledem; unser Haus schien ihm nur zu stattlich zu werden. Dieser Nachbar wollte in der ganzen Straße das schönste und höchste Haus besitzen. Und hauptsächlich durfte unseres nicht zu fest werden: wir sollten es niemals verschließen können und dem Nachbar sollte stets unbenommen bleiben, wie er früher schon mehrfach gethan, nach Belieben einige Zimmer davon in Besitz zu nehmen. Frankreich will

seinen europäischen Primat nicht aufgeben. Der Erfolg, um den wir ringen, ist einzig die Gleichberechtigung der europäischen Völker, ist die Sicherheit, daß nicht mehr ein unruhiger Nachbar uns in den Arbeiten des Friedens stören und der Früchte unseres Fleißes berauben kann. Dafür wollen wir Bürgschaften haben.“

Nach Sedan, als das Kaiserreich gestürzt und Trochu der erste Herr der Dritten Republik geworden war, erschien, am sechzehnten September, im Journal des Débats Renans' Antwort. „Das große Unglück der Welt ist, daß Frankreich Deutschland, Deutschland Frankreich nicht versteht; und dieses Mißverständnis wird sich jetzt nur noch verschlimmern. Im Jahr 1866 haben wir (ich spreche im Namen einer kleinen Gruppe wahrhaft liberaler Männer) mit aufrichtiger Freude gesehen, daß Deutschland sich als eine Macht ersten Ranges zu konstituiren begann. Wir glaubten, wie wahrscheinlich auch Sie, daß geeinte Deutschland werde Preußen, dem es diese Einheit zu danken hatte, in sich auflösen; nach einem allgemein giltigen Gesetz verschwindet der Sauerteig ja in der Masse, die er in Gährung gebracht hat. An die Stelle des anmaßenden und engherzigen Pedantismus, der uns an Preußen manchmal mißfällt, wird, so dachten wir, allmählich und für die Dauer der deutsche Geist treten und mit seiner wundervollen Weite, seiner philosophischen und poetischen Sehnsucht uns erquicken. Doch unserem Traum ist der Anblick harter Wirklichkeit gefolgt. Wie groß man die Fehler unserer Regierung darstellen möge: auch das Verfahren der preußischen Regierung muß getadelt werden. Bismarck's Pläne sind 1865 dem Kaiser Napoleon mitgetheilt worden, der ihnen im Allgemeinen zustimmte. Wenn diese Zustimmung dem Glauben an die historische Nothwendigkeit deutscher Einigung entstammte, dem Wunsch, diese Einigung möge sich in freundschaftlichem Einverständnis mit Frankreich vollziehen, dann hatte der Kaiser tausendmal Recht. Einen Monat vor dem Beginn des Krieges von 1866 glaubte (wie ich weiß) Napoleon an Preußens Sieg; wünschte ihn sogar. Das Zaudern, die Neigung, gestern Gesagtem heute zu widersprechen, hat dem Kaiser auch bei dieser Gelegenheit, wie bei so vielen, Unheil gebracht. Der Sieg von Königgrätz kam: und nichts war vereinbart. Unfaßbarer Wankelmuth! Der Kaiser, dem die Großsprecherei der Kriegspartei und die Vorwürfe der Opposition den Blick trübten, ließ sich verleiten, in einem Ereigniß, das

er gewollt und herbeigeführt hatte und daß er als einen Sieg betrachten mußte, eine Niederlage zu sehen. Wir Philosophen sind so naiv, zu glauben, daß der Erfolg nicht Alles rechtfertigt und auch der Sieger Unrecht gethan haben kann. Auch ohne Vereinbarung schuldete Preußen dem Kaiser und Frankreich Dank und Sympathie. Ihr berliner Ministerium dachte darüber anders; es ließ sich von einem Stolz leiten, der eines Tages üble Folgen haben wird. Glauben Sie mir! Zwei Meinungen sind jetzt in Frankreich hörbar. „Lasset uns diesen widrigen Handel so schnell wie möglich enden; Alles, was verlangt wird, abtreten: Elsaß und Lothringen; jeden Friedensvertrag unterzeichnen; dann aber: tödtlicher Haß, rastlose Rüstung, Bündniß mit Jedem, derß haben will, schrankenlose Erfüllung aller russischen Wünsche; als einziges Ziel und allein treibende Kraft des nationalen Lebens: Vernichtungskrieg gegen die germanische Rasse!“ So spricht eine Partei. Die andere sagt: „Wir müssen Frankreichs Integrität retten, unsere Verfassung bessern, unsere Fehler ablegen und, statt von Rache für einen von uns als ungerechten Angreifern begonnenen Krieg zu träumen, mit Deutschland und England einen Bund schließen, der die Menschheit auf den Wegen freier Gesittung vorwärts zu führen vermag.“ Welche Politik Frankreich wählen wird: Das hängt von Deutschlands Verhalten ab; und damit wird zugleich auch über die Zukunft der Civilisation entschieden werden. Der Friede kann nur das Werk Europas sein; und diese Europa will nicht, daß ein Glied ihrer Familie allzu sehr geschwächt werde. Mit gutem Recht fordern Sie eine Bürgschaft gegen die Wiederkehr ungesunder Träume; die stärkste Bürgschaft hätten Sie, wenn Europa die heute geltende Grenzregulirung bestätigte und Jedem verböte, die durch alte Verträge geschützten Marksteine zu verrücken. Jede andere Lösung öffnet endloser Rachsucht das Thor. Wir brauchen die Centralmacht vereinigter Staaten.“ (So alt ist der holde Traum.)

Strauß antwortete am zweiten Oktober. „Wenn von einem Dank geredet werden soll, so gehörte für eine bloß negative Unterstützung (im Jahr 1866) auch nur negativer Dank: wenn Napoleon einmal Lust empfand, etwas Aehnliches auszuführen, durfte Preußen ihm nicht in den Weg treten. Und dieses Negative hatte ihm ja Preußen schon im Voraus geleistet, indem es der Einverleibung von Savoyen und Nizza in das französische Kaiserreich keinen

Widerstand entgegengesetzt hatte. Wir hätten durch die Abtretung Luxemburgs der französischen Regierung den Verzicht auf weitere Forderungen erleichtern sollen? Der König von Preußen hatte sich auf den Platz der alten Kaiser gestellt. Durfte er als Minderer des Reiches debutiren? Nachdem er soeben mehrere deutsche Provinzen für sich erobert hatte: durfte er in die verrufenen Spuren der habsburgischen Kaiser dadurch treten, daß er dagegen, wie sie so oft gethan, eine deutsche Provinz, die ihm nicht gehörte, an Frankreich kommen ließ? . . . Lebendwürdig ist auch uns, den preußisch gesinnten Süddeutschen, das spezifisch preußische Wesen nicht. Aber als ‚politisches Thier‘ ist der Preuze dem Süddeutschen überlegen. Ohne den preußischen Kriegsplan, der sie leitete, ohne die preußische Heereseinrichtung, der sie sich anschließen konnten, würden die Süddeutschen mit all ihrem guten Willen, all ihrer Stärke und Mannhaftigkeit doch nichts gegen die Franzosen ausgerichtet haben. Wir rechnen auf einen Siegespreis und glauben nicht, daß wir Frankreich durch eine schonende Behandlung versöhnen könnten. Ein Volk, das für Sabowa, also für eine ihm ganz fremde Niederlage, Genugthuung haben wollte, wird für Wörth und Meh, für Sedan und Paris zehnfach um Rache schreien, wenn wir ihm auch weiter nichts zu Leid thun, als daß wir es so oft geschlagen haben. Da wir von seinem guten Willen unter keinen Umständen Etwas zu erwarten haben, müssen wir darauf bedacht sein, daß sein übler Wille uns fortan nicht mehr Schaden kann. Die Festungen, die Frankreich bisher benutzt hat, um von ihnen aus in unser Land einzufallen, werden wir ihm wegnehmen; nicht, um von ihnen aus künftig das französische Land anzugreifen, sondern, um unser deutsches Land zu sichern. Durch die Vermittlung der neutralen Mächte wollen wir unser Zerwürfniß mit Frankreich nicht schlichten lassen; bei dem letzten Schiedsgericht dieser Art, das uns mit Frankreich ins Gleiche setzen sollte, dem Wiener Kongreß, sind wir zu schlecht gefahren. Wir werden das Schwert, das wir nur nothgedrungen ergriffen haben, zwar nicht eher aus der Hand legen, als bis der Zweck dieses Krieges erreicht ist; aber wir werden es auch keinen Tag länger in der Hand behalten.“

Am einundzwanzigsten März 1871, als in den versailer Präliminarien die deutsche Zukunft der umstrittenen Provinzen gesichert war, sprach im Weißen Saal des Zollernschlosses Kaiser

Wilhelm zum Deutschen Reichstag: „Wir haben erreicht, was seit der Zeit unserer Väter für Deutschland erstrebt wurde: die Einheit und deren organische Gestaltung, die Sicherung unserer Grenzen, die Unabhängigkeit unserer nationalen Rechtsentwicklung. Möge dem deutschen Reichskrieg, den wir so ruhmreich geführt, ein nicht minder glorreicher Reichsfriede folgen und möge die Aufgabe des deutschen Volkes fortan darin beschlossen sein, sich in dem Wettkampf um die Güter des Friedens als Sieger zu erweisen. Das walte Gott!“ Noch einmal, im Herbst (Thiers war schon zum Präsidenten der Republik gewählt), schrieb Renan an Strauß. Der Friede war längst unterzeichnet, für Frankreich nichts mehr zu erwirken; und die Bitterniß des Besiegten schwingt in dem Ton des Briefes. „Daß Deutschland seinen Gegner vernichtet hat, war ein Fehler; es hat Frankreich behandelt, als ob es nie einen anderen Feind haben könne. Auch im Haß soll man aber bedenken, daß man einst die Bundesgenossenschaft des heute Gehafteten brauchen kann. Lothringen hat zum Germanenreich gehört? Gewiß. Das gilt aber auch für Holland, für die Schweiz, selbst für Italien (bis nach Benevent) und, wenn man über den Vertrag von Verdun hinaus zurückgeht, für ganz Frankreich. Der Elsaß ist, nach Rasse und Sprache, heute ein deutsches Land, war aber, wie ein Theil Süddeutschlands, ein keltisches, bevor die Germanen eindrangten. Wir folgern daraus nicht, daß Süddeutschland französisch sein müsse; doch soll man auch nicht behaupten, nach altem Recht müsse Metz und Luxemburg deutsch sein. Wo sollte solche Archäologie enden? Wer die Menschheit mit allzu scharfem Grenzstrich in Rassen scheidet, sündigt nicht nur gegen die Wissenschaft, die lehrt, daß wirklich reine Rassen nur in sehr wenigen Ländern wohnen: er treibt auch zu ‚zoologischen‘ Kriegen, zu Vernichtungskämpfen, wie die verschiedenen Gattungen der Nager und Fleischfresser sie manchmal gegen einander führen. Im Glanz seines Kriegerruhmes kann Deutschland seinen wahren Beruf verfehlen. Wir müßten gemeinsam den sozialen Fragen die Antwort suchen. Das Handeln der preußischen Staatsmänner hat aber bewirkt, daß Frankreich nur ein Ziel vor sich sieht: die Rückeroberung der verlorenen Provinzen. Unsere Lage zwingt uns, den Deutschenhaß der Slawen zu schüren, den Panlawismus zu hätscheln und ohne einschränkende Bedingung fortan dem russischen Ehrgeiz zu dienen.“

So war, auf beiden Seiten, vor dreiundvierzig Jahren die Stimmung. Die Biographen des Christenheils sprachen besser, fühlten aber nicht anders als ihre gebildeten Landsleute. Wir haben, hieß es in Deutschland, unser Reichthum verschlossen und den Schlüssel in die Tasche gesteckt. Schlüssel und Schloß, wurde aus Frankreich geantwortet, haben zwei Jahrhunderte lang uns gehört; wisset Ihr, die auf Eurer Naturforscherleistung so stolz seid, nicht, daß Wesen von straff centralisirtem Lebensbau den Verlust eines wichtigen Gliedes nicht ertragen? Der Gallier verschmerzt nicht, wie Lateiner, Slawen, Germanen selbst, ein ihm angethanes Leid; tröstet sich nicht, wie sie, an dem Gedanken, als ein Tapferer einem Tapferen erlegen zu sein. Und Gallier ist, trotz aller Infusion römischen und germanischen Blutes, der Franzose geblieben; seit das Fallbeil die Häupter des besten Adels, der fremden Stammes war, gemäht hat, ist der Galliergeist, ein nach den Tugenden des großen Juliercaesars kaum veränderter, zur Herrschaft gelangt. Der ruht nicht, bis auf seinem Schilde die Scharte ausgeweht, seiner Kleindienkrone das geraubte Juwel wieder eingefügt ist. Ihr habt uns verkannt. Alles wäre anders gekommen, wenn Euer blinder Bismarck (einen Tollhäußler nannte ihn, im Gespräch mit dem feinen Poeten Prosper Mérimée, am biarriger Strand Louis Napoleons) uns in Versailles behandelt hätte, wie Oesterreich in Nikolsburg von ihm behandelt worden war: als ein vom Waffenglück besiegter Gegner, auf dessen Freundschaft man für die nächste Woche rechnen wollte und durfte . . . Das hätte der Kanzler gern gethan; gern, nach freiem Willensermessen, über alle Felder des Schachbrettes verfügt. Als die potsdamer Kamarilla ihn des Bonapartismus, also der Sünde wider den Heiligen Geist der Legitimität, verdächtigte, schrieb Bismarck an Gerlach: „Frankreich zählt mir, ohne Rücksicht auf die jeweilige Person an seiner Spitze, nur als ein Stein, und zwar ein unvermeidlicher, in dem Schachspiel der Politik, in welchem ich nur meinem König und meinem Land zu dienen Beruf habe. Ich will nichts weiter als: anderen Leuten den Glauben benehmen, sie könnten sich verbünden, mit wem sie wollten, aber wir würden eher Riemen aus unserer Haut schneiden lassen als sie mit französischer Hilfe vertheidigen.“ Zehn Jahre danach, als er den Dritten Napoleon zum vorletzten Mal sah, sagte, am Tisch des Kaisers, ein Marschall von Frankreich zu

ihm: „Eines Tages werden wir die Bayonnettes kreuzen. Der Hahn kann nicht dulden, daß ein anderer Hahn lauter als er kräht; und bei Sadowa habt Ihr gar zu laut gekräht.“ Der Angeredete hat, mitartigem Lächeln, versprochen, pünktlich beim Rendezvous zu sein; und das Wort des alten batailleur nicht vergessen. Daß es mehr war als die weindunstige Zufallsrede eines Draufgängers, lehrte ihn, Jahrzehnte lang, jeder Vorgang erkennen. Ob Frankreich nur den Elsaß oder, nach dem Wunsch der Hofgenerale, auch das französische Lothringen verlor, ob es die Grenzen von 1815 behielt oder sich gar wieder im Besitz der Landstrecken von Landau und Saarlouis sonnen durfte: der Verlust des Primates würde wie die ärgste Schmach schmerzen und kein Mittel unversucht bleiben, das Rache für die in dem gegen Ludwig und Richelieus Schatten geführten Krieg erlittene Niederlage verhieß.

Ist seitdem nicht, mindestens sieben Lustren lang, alles Erdenkliche geschehen, um das Verhältniß Deutschlands zu Frankreich in würdige Ordnung zu bringen? Wir liebten das schöne Land und das streitbare Volk, das scharfen Verstand mit (am Seidenbändchen flatternder) Phantasie, Anmuth mit wüthiger Flinke paart. Wir gönnten ihm jeden Ruhm, jede Mehrung seiner überseeischen Macht (der einzigen, die seine Zukunft zu sichern vermochte) und hätten seinem Chatendrang, wenn er nicht unser enges Haus bedrohte, nie uns entgegengestimmt. Jedem Franzosen öffnete sich in Deutschland jede Thür. Pariser Parfums und Posen, Korsets und Romane waren uns, sammt den edleren Gütern des Nachbarlandes, immer willkommen. Noch vor den Ruinen seiner Künste beugte sich Andacht. Alles vergebens. Stets das selbe Gerassel. „Eines Tages . . .!“ Jrgendein General oder Oberst stimmte das Lied an, wurde versetzt, doch von seinem Minister ans Mannesherz gedrückt. Wozu heute noch schildern, was wir, lächelnd oder mit gefurchter Stirn, erlebten? Die berliner Mißgriffe, große und kleine, sind hier nicht verschwiegen worden. Vor dem plumpsten aber, vor Agadir, mußte ich sagen, daß Frankreichs Vereilschaft, jeder uns feindlichen Macht dienstbar zu werden, nicht länger zu dulden sei und die Noth der Stunde uns zwingt, einen unerträglichen Zustand mit rauher Gewalt zu enden.

„Unerträglich ist er geworden. Mittäppischer Werbung haben wir erwirkt, daß eingefargte Hoffnung den Deckel sprengte und,

blinzeln zunächst, wieder ins Licht lugte. Mit Nadelstichen, mit Demüthigungen, denen keine Schwächung des Nachbarn folgte, haben wir den Gallierdünkel im Brennpunkt verwundet. Soll es so weitergehen? Die Franzosen müssen erfahren, endlich, was Deutschland will. Nicht eine sanftere, veröhnliche Stimmung. Die nützt uns nicht; lüde dem Reich nur eine Schonungspflicht auf, die an dunklen Tagen höchst lästig werden könnte. Wir wollen nicht länger gelähmt sein; nicht bei jedem Schritt die Gewißheit mitschleppen, daß Frankreich für die erste Stunde deutscher Noth Bundesgenossen zusammentrommelt. Vorwärts wollen wir; und können's nur, wenn wir Frankreich noch einmal besiegen oder in ein festes, hinterhaltloses Bündniß überreden. Ungemeiner Rhetorenkünste bedarf es zu diesem Zweck nicht; nur der Rückkehr des Glaubens an die deutsche Willensbereitschaft zum Krieg. Herr Grand-Carteret hat in einer Artikelreihe, die sich mehr mit dem Kaiser als mit der deutschen Nation beschäftigt, gesagt, unter seinen Landesleuten sei die Furcht verbreitet, nach dem Ausbruch eines europäischen Krieges werde durch den Vogesenpalt der Ruf schallen: Wer nicht für mich ist, Der ist wider mich. Sicher; Germanien braucht nicht milder zu sein als der von Pharisäern bedrängte Heiland des Matthäus-Evangeliums. Gelingt eine anglo-deutsche Verständigung, dann schwindet den Franzosen die Aussicht auf Machtzuwachs und der Einfluß ihrer Politik versichert; kommt's zum Krieg, so haften auch sie uns für die Kosten. Wir geben in jedem Jahr jetzt mindestens dreizehnhundert Millionen Mark für unsere Reichswehr aus, können mindestens fünf Millionen Mann, selbst dienstfähige Leute, auf den Kriegsschauplatz stellen und haben auch in Strategen und Technikern, Industriellen und Kaufleuten unübertroffene Kämpfer. Dagegen ist kein Kraut gewachsen; weder die Bourbonenlilie noch ein Spätling vom Stamm des Korsen könnte helfen. Ob's ein Degen der Republik vermag, muß Frankreich ermesen. Nach vier Jahrzehnten, als die Heimath mündiger Menschen von feinstem Geisteschliff, wissen, ob es noch eine Waffenprobe wagen oder die Zukunft seiner Großmacht von Deutschland verbürgt sehen will, das ihm mehr geben, mehr nehmen kann als irgend ein anderer Staat. Vereint sind wir unüberwindlich; zu Land und zu Wasser, als reichlich mit Gold gedüngtes Wirthschaftsgebiet und als Hüter des Kulturhortes. Wer nicht mit mir sam-

melt, Der zerstreut. Zwischen den Nachbarn kanns nicht so bleiben, wie es jetzt ist. Deutschland hat die Wucht, Frankreich die Flamme. Die kann beiden Völkern zu friedlichem Sieg voranleuchten. Die müssen wir in Blut ersticken, wenn sie auch fortan nur den Zorn unserer Feinde hizen soll. Morgen. Denn das vor vierzig Jahren verschlossene Haus wird allzu eng. Und jeder deutsche Enkel würde die Folgen spüren, wenn die Ahnen die zur Dehnung des nationalen Machtbereiches ihnen gewährte Frist in ertraglosem, applauslüchtigem Spiel schmählich vertrödeln hätten. Frankreich braucht den nicht von den Presidios beherrschten Haupttheil von Marokko; Deutschland die Erlösung von vierzigjährigem Uebel; Europa die Möglichkeit, gegen das vordrängende Ungeluthum einig zu werden. Die Hilfeleistung Rußlands, dessen große Städte nur die Kerntruppenmacht vor neuen Putschen schützt, wöge fürs nächste Lustrum nicht schwer. Edward ist tot und der Marinekönig zu stockbritischer Puritaner, um die Franzosen lieben zu können; sein Weltreich auch mit Hausarbeit bebürdet, die keinen Aufschub duldet. Die Gunst der Gestirne ruft zu rascher Entscheidung. Die Republik kann einen Freund haben, der ihr allen Glanz der Sonnentage zurückbringt und dessen Same im Schoß ihres Gartens eine neue Blüthe europäischer Menschheit zeugt. Doch auch einen Feind, der, seit sie ihn kennen lernte, nicht entmannt worden ist."

Das Bewußtsein, weder in diesem drei Jahre alten Urtheil noch später je die Fehler unserer Aemter und Schreiber verschwiegen zu haben, giebt mir heute das Recht zu schroffer Rede. Die Politik der Französischen Republik war oft von geschmeidiger Klugheit bedient: und dennoch im tiefsten Grunde stets dumm. Wie jede, die sich in den Aberglauben anfertete, das Deutsche Reich habe die Entschlußkraft zum Krieg verloren und weiche vor einem Papierwall zurück. Diese Politik war, Messieurs, auch der Würde bar. Wenn Einer findet, ihm sei Unrecht gethan worden, mag er sich rächen; aber nicht herumwünseln, quengeln, zetteln, bis dem Ungeschuldigten die Geduld reißt, und dann die verfolgte Unschuld mimen. Als Deutschlands Bundesgenosse wäre Frankreich geborgen. Sein Recht wäre nicht geringer als unseres. Wir würden seine Waaren nicht schlechter bezahlen, sein Geld besser verzinsen als irgendein anderer Staat. In Europa, Afrika, Asien wäre sein Landbesitz ihm verbürgt und ein großes Heer nicht mehr

nöthig. Wir hätten Manches von den Republikanern, sie von uns den Nutzen straffer Organisation und vernünftiger Kreditgewährung erlernt und sich den Aerger darüber erspart, daß ihre Erfinder, alle, von unserer Industrie überholt wurden. (Beispiele: Geschütz, Automobil, Aeroplan.) Wollten sie durchaus andere Gefährten, dann mußten sie für deren Kraft und Bereitschaft zum Kampfe vorsorgen. Reich genug waren sie ja. Aber sie meinten, mit Trinksprüchen und Papierpaktten sei Alles zu machen. Keiner wollte sich schinden. Jeder behaglich leben. Vorn England, hinten Rußland: dawider wagt Deutschland keinen Sturmloch. Wie es bei den Genossen und Freunden aussieht? Weltmächte; die stärksten, die je eine Sonne sah. Die würden ekelig, wenn wir ihnen Aufsicht und Nachprüfung zumutheten. So lange sie mit uns sind, kann uns nichts Urges geschehen. Trotzdem Deutschlands Volkszahl unsere um fast dreißig Millionen übersteigt. Thut nichts. Jeder Franzos ist ein Hirn, eine Persönlichkeit, jeder bis an den Wessensrand mit den Menschenrechten des Heilsjahres 1789 gefüllt; der deutsche Soldat nur ein fürs Paradesfeld gedrillter Stallknecht. Und die Hauptsache: gegen uns Drei wagt Deutschland keinen Krieg. Jetzt, Betrogene, Betrüger, habt Ihr ihn. Noch währt er nicht einen Monat: und schon ist Lüttich, Brüssel, Namur in deutschem Besitz, ein Franzosenheer, das für den Angriff auserwählte, geschlagen, Alldeutschland in Waffen auf dem Weg nach Paris. Nistet in den Köpfen der Republikaner noch nüchterne Vernunft, dann warten sie nicht, bis Syndikalisten und Monarchisten einander meheln, des Bauers Sense die Schwäher, Träger, Diebe mäht und in der belagerten Hauptstadt die Wuth der Höhlenmenschheit in die Prachtstraßen brandet. Dann werfen sie den Plunder der Verträge, die ihr Land nur mit Phrasen geschützt haben, auf den Kehricht und erstrebten anständigen Frieden, der jetzt wohl noch zu haben wäre. Die Ehre ist durch die Tapferkeit der Kerntruppe gerettet. Sühnung aber unabwendbares Verhängniß. Alle Sünde kann einem Volk verziehen werden; nur eine ist unverzeihlich: prunfsüchtige Ueberschätzung der eigenen Kraft.

Die Mahnung eines neuen Renan, der Kampf eines neuen Gambetta müßte fruchtlos bleiben. Der Krieg würde, der fünfte seit 1806, so geführt werden, daß noch unsere Enkel nicht zu einem sechsten aufzusteigen brauchten. Fraget die Leute aus Lüttich

und Namur nach der Wirkung deutscher Geschütze. Und wähnet nicht, der Belagerer werde auch diesmal, wie 1870, zaudern. Keine mitleidige Prinzessin oder Königin wird für die Pariser bitten. Keine sände Gehör. Sobald die Kanonen gerichtet sind, wird geschossen. Das Heer bleibt in Frankreich, wird von Frankreich ernährt, bis Friede ist. Fehlt die haltbare Regierung, mit der er geschlossen, von der er verbürgt werden kann, dann dauert die Millioneneinquartirung eben länger. Und will Rußland sich der Zahlungspflicht entziehen, dann haftet Frankreich auch für den Kumpan. Nicht Uebermuth redet so. Wir sind im Nothstandsrecht. Gegen Deutschland und Oesterreich-Ungarn kämpfen England, Frankreich, Rußland, Japan, Belgien, Serbien. Sechs gegen Zwei. Wir wollen leben. Nur in Freiheit können wir's; nicht für eines Mondes Dauer als fremder Herrschaft Unterthane. Wir hatten Frankreich, wie Frankreich zuvor uns, besiegt und zwei Provinzen genommen, ohne die unser Grenzschutz nicht zu sichern war. Die Republik hat unsere Freundschaft verschmäht und sich rastlos bemüht, eine Uebermacht gegen uns zu waffnen. Das schien gelungen. Sechs gegen Zwei. Wir halten uns an den Nächsten. Er hats gewollt. Sein Klagericht ist verwirkt. Unseres Morgens Sonne hebt sich aus West.

Das neue Waterloo.

Lüttich, Brüssel, Namur: Wetterfreundlichkeit hat uns diese Bissen gegönnt. Damit unsere Jungmannschaft was zu knabbern habe, sich ein Weilchen in Belgien umsehe und den rechten Trennungschmerz empfinde, wenn sie von dem reichen Land scheiden muß. Ihr zweifelt? Ungefähr so könnt Ihr's auf hundert Blättern lesen. Die Märchenheze hat ja auch die Knirpse erst aufgefüttert, ehe sie sich ein Mahl daraus machte. Lasset also die deutschen Hungerleider von dem Mastvieh, den saftigen Birnen und Riesentrauben naschen, die ihr armsüliges fatherland nicht kennt. Wenn sie hübsch dicklich sind, purzeln die Schmakenden in den Kessel. Bei Antwerpen, bei Dünkirchen oder anderswo. Da stehen die drei verbündeten Heere. Die hatten keine Eile. Sind unüberwindlich. Was Ereigniß schien, war nur Spaß. Jetzt kommt der große Schlag. Ein neues Waterloo wird angekündet. Eins, das Deutschland in Scherben schlägt . . . Wie war denn das alte?

Am zwanzigsten März 1815 tobt Bonaparte in die Tuilerien

zurück. Er hat die dünnen Gitterstäbe des Käfigs von Elba zerbrochen und will wieder Kaiser sein. In Tricots, in der Toga des Caesar Augustus kann er auf dem Maifeld scheinen. Um noch einmal der allmächtige Imperator zu werden, müßte er den Sieger-
 ruhm erneuen. Auf Steins Antrag wird er geächtet. England, Preußen, Oesterreich, Rußland vereinen sich zum Kampf gegen den Weltfriedensstörer. Dreien ist dieser Bund eine Last; nur den Preußen ein Glückszufall. Auf dem Wiener Kongreß sind sie um ihr Recht geprellt worden. Jetzt können sie sich selbst holen: den Elsaß und Lothringen der deutschen Nation zurückerobern. Wir haben Glück, jubelt Blücher; was die Diplomaten verdarben, macht unser Schwert wieder gut. Nur nicht lange zaudern, mahnt Sney-
 senau; geschwind sechshunderttausend Mann nach Frankreich hin-
 über. Schwarzenberg will erst im Juli schlagen. Doch schon im Mai marschirt Blücher in Belgien ein. Aus Lüttich schreibt er: „Die Franzosen habe ich vor mich, den Ruhm hinter mich, balde wird es knallen.“ Aus Namur: „Die große Macht, so sich die
 Sicherheitkommissarien von Napoleon träumen, ist ein Hirn-
 spinnst. Die Nation ist bei Weitem nicht so von ihm portirt, wie die französischen Blätter ausposaunen. Es fehlt ihm an Allem und besonders hat er das Vertrauen zu sich selbst und zu seinem Anhang verloren. Aber der niederländische König ist der unge-
 fälligste, heimlichste, interessirteste Mensch.“ Denn er hat Hilfe
 erfleht und will das Heer, das ihn schützen soll, nun nicht verpflegen. Der wiener Hofkriegsrath zögert noch immer vor dem Entschluß zur
 Kriegseröffnung? „Wenn der Befehl zum Vorwärts ausbleibt und die Unruhen in Frankreich zunehmen, mache ichs wie in Schlesien und schlage los. Wellington accompagnirt mich sicher.“ Der ver-
 spricht, als Napoleon die Schlacht erzwungen hat, am sechzehnten Juni, nachmittags um vier Uhr, mit seinen vierundneunzigtausend
 Mann oder mindestens mit einem ausreichenden Theil bei den Preußen in Quatrebras sein. Kommt aber nicht, weil er selbst ange-
 griffen wird und erst abends dreißigtausend Mann zusammen hat. Die Preußen verlieren zwölftausend und müssen vor der Ueber-
 macht von Ligny nach Wavre weichen. Der alte Blücher hat Stunden lang unter seinem erschossenen Pferd gelegen; ist aber am Acht-
 zehnten wieder zum Kampfbereit und ruft seiner Schaar zu: „Ver-
 gesset nicht, daß Ihr Preußen seid und Sieg oder Tod unsere Lo-

fung ist.“ Der Kaiser stellt sein Heer bei dem Pachtthof La Belle Alliance auf; siebenzigtausend Mann und zweihundertvierzig Kanonen. Wellingtons Mannschaft ist fast eben so groß (dreißigtausend Deutsche und dreizehntausend Niederländer sechsten unter dem Briten), hat aber nur hundertfünfzig Geschütze. Fünf Stunden hält sie sich. Noch länger? Dem Feldherrn wird bang. Kommt Blücher? Er hats versprochen. Und steht auf seinem Wort. Er kommt. Schickt Bülow's Corp's zum Sturm auf die im Dorf Plancenoit verschanzte Kaisergarde vor. Der erste Sturm wird abgeschlagen. Auch der zweite. Das Corp's hat ein Fünftel seines Bestandes verloren. Gneisenau führt es zum dritten Mal ins Feuer. Und nun flieht die Garde und Napoleon, der mit einem Blick diesen Zusammenbruch und Wellingtons Sieg über Ney umfaßt, brüllt auf: „Das ist das Ende!“ Nur Zehntausend gelangen bis nach Paris. „Mit stolzen Worten“ (erzählt Treitschke), „danke Blücher dem unübertrefflichen Heer, das ermöglicht habe, was alle großen Feldherren bisher für unmöglich gehalten hatten. „So lange es Geschichte giebt, wird sie Euer gedenken. Auf Euch, Ihr unerschütterlichen Säulen der preussischen Monarchie, ruht mit Sicherheit das Glück Eures Königs und seines Hauses. Nie wird Preußen untergehen, wenn Eure Söhne und Enkel Euch gleichen!“ Er befahl, die Schlacht zu nennen nach dem sinnvollen Namen des Hofes La Belle Alliance, wo die beiden Sieger, „durch eine anmuthige Gunst des Zufalls“ zusammengetroffen waren, „zum Andenken des zwischen der britischen und der preussischen Nation jetzt bestehenden, von der Natur schon gebotenen Bündnisses, der Vereinigung der beiden Armeen und der wechselseitigen Zutraulichkeit der beiden Feldherren.“ Wellington ging auf den schönen Gedanken, der beiden Völkern die verdiente Ehre gab, nicht ein. Die Schlacht sollte als sein Sieg erscheinen: darum taufte er sie auf den Namen des Dorfes Waterloo, wo gar nicht gefochten wurde; denn dort hatte er am siebentzehnten Juni übernachtet und von Spanien her war er gewohnt, die Stätten seiner Siege mit dem Namen seines letzten Hauptquartiers zu bezeichnen. Während Gneisenaus Schlachtbericht durchaus ehrlich und bescheiden den wirklichen Hergang, so weit er schon bekannt war, erzählte, stellte der Herzog in seinem Bericht die Ereignisse so dar, als ob sein letzter Scheinangriff die Schlacht entschieden und die Preußen nur eine

immerhin dankenswerthe Hilfe geleistet hätten. "Das war Waterloo. Und vor diesem Wort, vor dieses Sommertages Gedächtniß, das jede Britenstirn, das auch Kitcheners Wange von Scham röthen mußte, soll Deutschlands Reichsheer nun zittern lernen?"

Das ist nicht müde noch schlaff. Kommt auch nicht aus einem armen, ausgefogenen Land. Das würde noch gut genährt, wenn die Belgier ihre Heimath verwüstet hätten. In den Hauptstädten des Reiches werden Massenautomobile von flinken Händen in Fleischspeicher und Schlächterläden umgewandelt, die dem Heer an jeden Rastort vorausfahren können. Diesem Heer kann Kleidung und Nahrung, Geschütz und Munition niemals fehlen. Sogar dichte Schwärme seiner Maschinengewehre rollen auf Gummirollen und können die behendesten Flüchtlinge einholen. Vielleicht hat es seine stärksten Bombardirkünste für Antwerpen und Paris aufgespart. Dieses Heer ist der von weiser Kraft geleitete Wille eines Volkes, das, wieder, diesmal in stärkerer Rüstung, aufgestanden ist, um gut zu machen, was die Diplomaten verdarben. Der Millionär sicht neben dem Tagelöhner, der Prinz neben dem Bäckergefelln. Jeder will vorn sein. Und die Ungeübten, Kranken, Alten, die zu Haus bleiben mußten, neiden den Kämpfern den Platz an der Front und sind, Mann vor Mann, des Winkes gewärtig, der auch sie noch ins Feld ruft. Käme Satanas selbst, in höllenfürstlicher Majestät, mit seinen beelzebubischen Legionen: er sähe die Deutschen nicht schlottern. Waterloo? Das Heer von Lüttich und Namur wird dem Feinde die Brust, nicht den Rücken zeigen.

Kulturträger.

Als Blücher eine Belgierbrigade wanken sah, rief er lächelnd: „Das sind keine reißenden Thiere!“ Ob er heute so urtheilen würde? Nie wurden Vlamen und Wallonen der Feigheit geziehen. „Die Geschichte der Welt ist sich selbst gleich, wie die Geseze der Natur, und einfach, wie die Seele des Menschen. Die selben Bedingungen bringen die selben Erscheinungen zurück. Auf eben diesem Boden, wo jetzt die Niederländer ihrem spanischen Tyrannen die Spitze bieten, haben vor fünfzehnhundert Jahren ihre Stammväter, die Batavier und Belgen, mit ihrem römischen gerungen. Eben so wie Jene, einem hochmüthigen Beherrscher unwillig unterthan, eben so von habfüchtigen Satrapen mißhandelt, werfen sie mit ähnlichem Troß ihre Ketten ab und versuchen das

Glück in eben so ungleichem Kampfe. Im Heiligen Hain fragt Claudius Civilis seine Mitbürger: „Wird uns von diesen Römern noch als Bundesgenossen und Freunden, wird uns nicht vielmehr als Knechten begegnet? Jetzt, Batavier, ist der Augenblick unser. Nie lag Rom darnieder wie jetzt. Lasset Euch die Namen von Legionen nicht in Schrecken jagen; in ihren Lagern fändet Ihr nur Beute und alle Männer. Unter uns ist noch Mancher, der geboren ward, ehe wir den Römern Tribut zahlen mußten. Die Götter halten es mit den Tapfersten.“ In ähnlichere Bedrängniß rettet Civilis seine Insel, wie fünfzehn Jahrhunderte nach ihm Wilhelm von Oranien die Stadt Leiden, durch eine künstliche Wasserfluth.“ Das sind Sätze aus Schillers „Geschichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung.“ Vosa fährt vor Philipps, Egmont vor Albas Ohr die Sache Brabants und Flanderns. Unser reichster und unser populärster Dichter: zwei Anwälte belgischer Freiheit. Wird sie von Deutschen je angetastet? Nach der pariser Juli-revolution trennten die Katholiken sich von den Regern der Niederlande. Am fünfundzwanzigsten August (der uns der Tag von Namur ist) lobert, nach einer Aufführung der französischen Oper „Die Stumme von Portici“, die Flamme der Volkswuth auf. Die Holländer mußten aus Brüssel weichen. Die Bomben, die sie aus der antwerpener Citadelle warfen, zerstörten die Scheldestadt. Frankreich forderte die belgischen Departements für sich. Die Republik und das Kaiserreich wollten den Staat der Oranier aufessen. Deutschland blieb ihm uneigennützig befreundet. Gab ihm einen König. Gab ihm, wider den Willen anderer Großmächte, das Krongebden. Deutschland. Ist heute vergessen?

Französischen Missionaren und Händlern, die schon im achtzehnten Jahrhundert die Kongobezirke durchstreift hatten, war 1838 Hauptmann Bouet-Willaumez gefolgt, der seinen Landesleuten eine Proviantstation sicherte und von den Häuptlingen das Recht zur Landung und Siedlung einhandelte. Offiziere und Forscher erklärten, aus diesem heißen, verseuchten Boden sei nichts zu holen. Herr de Brazza, ein blutjunger Schiffsführer, den 1872 ein Zufall in das Neuland brachte, wurde bald anderer Meinung. Das erste Ziel seiner Wünsche, einen von der Küste an den schiffbaren Kongo führenden Weg, erreicht er noch nicht; glaubt aber an die Zukunft des Landes, trotzdem es ihn mit Fiebern gepiekt und für Monde entkräftet hat, und trägt, mit dem Ergebniß seiner

Forscherarbeit am unteren Kongobecken, diesen Glauben 1878 nach Frankreich heim. Da hört er, daß auch der Nachbar sich mit dem Kongo beschäftige. König Leopold von Belgien hat die civilisirten Völker zweier Erdtheile zum Kreuzzug gegen die Sklavenschmach Mittelafrikas aufgerufen. „Europas Ehre fordert die Civilisirung dieser Riesengebiete“: so spricht er im September 1876 zu Gelehrten und Politikern, die er nach Brüssel geladen hat, und bittet sie, in diesem „Kreuzzug der Wissenschaft, der Menschlichkeit und des Fortschrittes“ die Führer zu werden. Sein Wille gründet die Association Internationale Africaine, der er präsidiert und in der Quatrefages Frankreich, Gustav Nachtigal Deutschland vertritt. Stanley, der im Hochsommer 1877 an der Kongomündung aufgetaucht ist, wird von Leopolds Legaten in Marseille abgefangen und mit Goldsäbchen an die „große Sache der Humanität“ geknüpft. Um die Aufmerksamkeit abzulenken und ein für das schwierige Werk brauchbares Personal zu werben, fährt er zunächst, in den ersten Wochen des Jahres 1879, nach Sansibar; ist aber schon im August wieder an der Kongomündung und bahnt sich, durch Sumpf, Urwald und Fels, mit unermüdblicher Zähigkeit einen Weg bis an den See, den er Stanley-Pool tauft. Wird der Journalist Reichsgründer? Schon will er die belgische Flagge hissen da erblickt seine Leute Frankreichs Trikolore am Nordufer des Sees. Brazza ist ihm zuvorgekommen. Der hat sich den Lockrufen Leopolds versagt, die pariser Regierung vor Stanleys Plänen gewarnt, schon im September 1880 den Pool erreicht, dem König Makoko eine Konzession entschmeichelt und eine Station geschaffen (aus der dann Brazzaville, die Hauptstadt des Congo Français, entstand). Als Stanley mit seinen fünf Dampfern, seinem Heer und Geschütz anlangt und das rechte Seeufer unter das Zeichen belgischer Oberhoheit stellen will, begrüßt ihn Sergent Malamine im Namen Frankreichs. Der franko-britische Kampf um den Kongo beginnt. Noch ist Stanley zwar in belgischem Dienst; hat aber rasch erkannt, daß der Werbekraft eines neutralen Staates nicht zu trauen ist, und verpflichtet sich im Herbst 1883 den Briten. Die haben im Kongobecken kein beträchtliches Handelsinteresse; doch sie dürfen nicht dulden, daß die Herrschaft über einen schiffbaren, in den Atlantischen Ozean mündenden Strom einer anderen Großmacht zufalle. Hat Portugal nicht ein historisches, ein Vierteljahrtausend altes Recht auf dieses Stromgebiet? So ehrwürdige Rechte zu

wahren, ist, immer und überall, Englands heiligste Pflicht. Der anglo-portugiesische Vertrag vom sechsundzwanzigsten Februar 1884 bestätigt den lissaboner Anspruch, giebt einer aus Engländern und Portugiesen zusammengesetzten Kommission die Strompolizei und die Rechte der Zollbehörde und sichert den Briten freie Schifffahrt und Meistbegünstigung. Die Nachricht schlägt wie eine Bombe in Brüssel ein. Was nützt der Fluß, wenn Albion über die Mündung gebietet? Der erschreckte Leopold bittet den Kanzler des Deutschen Reiches um Hilfe. Die wird ihm gewährt. Bismarck läßt in London und Lissabon gegen den Februarvertrag Beschwerde einlegen, erklärt, daß der belgische Plan ihm vernünftig und billig scheine, und ladet die Mächte zu einer Kongo-Konferenz nach Berlin. Frankreich (die Republik Ferrys) folgt dem deutschen Beispiel und tauscht für die Anerkennung der von der Association erworbenen Besitzrechte die Verpflichtung ein, der Republik das Vorkaufsrecht zu sichern, „si par des circonstances imprévues l'Association Internationale Africaine était amenée un jour à réaliser ses possessions.“ Deutschland und Frankreich vereint? Die Vorstellung stimmt Britenherzen nicht froh. Am sechsundzwanzigsten Juni sagt Bismarck im Reichstag: „Zwischen uns und der französischen Regierung herrscht volles Vertrauen auf die Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit der gegenseitigen Beziehungen und auf das Wohlwollen, mit dem wir jede französische Bestrebung betrachten, die nicht gerade auf die Wiederherstellung der früheren unnatürlichen Einrichtung, die von Ludwig dem Vierzehnten her datirte, gerichtet wäre.“ Noch am selben Tag kommt aus London die Erklärung, das Ministerium habe beschlossen, den anglo-portugiesischen Vertrag der Königin nicht zur Ratifikation vorzulegen. Belgien hat gesiegt; und wird zehn Jahre lang nun von den Briten gehätschelt. Erst nach dem Abschluß des franko-belgischen Vertrages, der am fünften Februar 1895 Frankreichs Vorkaufsrecht auf den Kongostaat bestätigt, bläst aus der Foreign-Office wieder ein rauher Wind.

Warum hassen die Belgier uns? Warum wurden sie vor Deutschen, vor wehrlosen Gästen ihres Landes, reizende Thiere? Riberslens Kongovertrag war ein Fehler; hat ihnen aber bis heute nicht geschadet. Die Verletzung der Neutralität durften sie abwehren. Durch barschen Widerspruch; wenns ihnen klug schien, auch durch den Beweis des Willens zur Waffengewalt. Die Hej-jagd auf deutsche Männer, Frauen, Kinder war das Werk er-

bärmlicher Niedertracht. Wir haben ihre Geschichte, ihren Drang in Freiheit, ihre Kunst, ihr Gewerbe, ihren Kaufmannsgeist geehrt. Immer. Deutsche haben ihr Geld in die belgischen Städte und Badeorte getragen. Waren sie Rüpel? Nein: höfliche, ruhige Leute, die sich nicht über den Vlamen oder Wallonen erhaben dünkelten. Für Maeterlinck und Verhaeren haben Deutsche mehr gethan als die gesammte Landsmannschaft sammt den Franzosen. Warum wagten die Belgier gestern gegen Deutsche, was sie niemals gegen Russen, Amerikaner, Italiener gewagt hätten? Weil sie uns für Barbaren hielten? Nein: weil sie gewiß waren, daß wir den schönödesten Unglimpf in Geduld hinnehmen würden.

Diese Gewißheit war über den Kanal zu ihnen gekommen. Da lebte sie seit Jahrhunderten. Nur deutsche Unschuld staunt in frommem Schauer, da sie unsere Feinde unter Englands Banner vereint sieht. Wann war es anders? Im Rastatter Frieden hätte das Deutsche Reich Straßburg und einen Wall gegen Frankreich erhalten. Das paßte den Engländern nicht. Die hatten mit Ludwig dem Vierzehnten ein Kolonialgeschäft abzuwickeln und wollten deshalb den Sonnenkönig nicht ärgern. Deutschland mochte warten. Ob altdeutscher Boden verwelscht wurde, kümmert die Briten nicht. Aber sie halfen dem Preußenkönig Friedrich? Der kannte sie. Der hat an den Braunschweiger Karl geschrieben: „Die englischen Diplomaten wollen, daß ich Frankreich an die Luft setze und mich an dem Ruhm sättige, ihr Hannoverland gerettet zu haben, daß mich gar nicht angeht; sie wollen mich gröblich betrügen oder sind lächerlich eitle Narren.“ Sie bleiben sich selbst getreu. Nach Belle Alliance schließt Castlereagh mit Frankreich und Oesterreich einen Geheimbund, in den alle Feinde Preußens gelockt werden sollen. Warum? Weil die Berliner sich nicht gegen Rußland wenden wollen. Das wäre doch ihre heiligste Pflicht. Sachsen fordern sie? Castlereagh fand die Forderung gerecht, als er noch hoffen durfte, Friedrich Wilhelm werde sein Landsoldat gegen die Moskowiter sein. Jetzt? „Die rühmlichen Dienste, die Preußen im letzten Kriege geleistet hat, verpflichten uns ihm zu Dankbarkeit. Auch ist die Wiederkehr einer Krisis nicht unmöglich, in der Englands und Preußens Heer gemeinsam handeln müssen. Der preußische Staat muß also stark sein und auf fester Grundlage ruhen; so stark, daß er überall Vertrauen erwerben und Achtung erzwingen kann. Ist dazu die Einverleibung Sachsens nöthig: in mir ist kein politisches oder sittli-

ches Bedenken gegen diesen Plan. Nur dürfte der Zweck der Einverleibung nicht sein, Preußen von Verlusten zu entschädigen, die es durch Rußland erlitten hat oder erleiden könnte. Will es sich Rußland zuwenden, dann wird Großbritannien vor dem Ohr Europas laut gegen die Absicht auf Gebietszuwachs sprechen. "Friedrich Wilhelm der Vierte stöhnt, sein Wort sei in London „wie das Gebell eines Hündchens“ überhört worden. Palmerston will nicht, daß die Elbherzogthümer aus dänischem in deutschen Besitz übergehen. 1870 hilft das neutrale England heimlich den Franzosen und gestattet, daß in seinem Hoheitsbereich, unter der Küstentwache von Beechy Head, ein französischer Kreuzer einen deutschen Kaufahrer aufbringt. Genug. Wir waren zu lange geduldig. In Europa und in unjeren Kolonien. Deshalb glaubt jeder Lämmel, der englischen Unverschämtheit nachstreben zu müssen. Diesen Glauben werden wir mit stählerner Hand ausrotten. Unser Körper ist nicht unsauberer als der eines Angelsachsen. Wir haben härter gearbeitet als er und uns dennoch nicht seltener gewaschen. Er kennt seine Insel, vielleicht noch zwei Kolonien und heischt, daß Jeder seine Sprache verstehe, Jeder ihm den besten Platz einräume. Fällt uns nicht ein. Wir kennen, wissen, leisten mehr; prahlen nicht, lassen uns aber auch nicht duden. Noch ein Zornwort Blüchers: „Preußen und Deutschland stehen, trotz allen Anstrengungen, immer wieder als die Betrogenen vor der ganzen Welt.“ Das war. Das wird nie wieder. Deutschland weiß heute, daß es stark ist, und braucht nicht um Rechte zu betteln, die ihm gebühren.

England ist gelben Stinkaffen verbündet und freut sich der Kunde, daß deutsche Männer gemeuchelt, deutsche Frauen von trunkenen Kosaken geschändet werden. Engländer, Belgier, Franzosen, Nord- und Südslawen, Japaner preisen einander als die Träger und Hüter der feinsten Menschheitskultur und schimpfen uns Barbaren. Wir wären Laffen, wenn wir widersprächen. Barbaren hießen dem totkranken Rom die Germanen, die ihm das Grab schaufelten. Eure Kultur, Gebattern, duftet nicht lieblich. Gewöhnet Euch rasch in die Erkenntniß, daß auf deutscher Erde Barbaren und Krieger leben. Die haben zu Tratsch und small talk jetzt nicht Zeit. Müssen Eure Heere schlagen, Eure Generalstäbe abfangen, Eure Polypenarme ins Weltmeer streuen. Wenn ihrer Barbarenmacht Tanger und Toulon, Antwerpen und Calais unterthan ist, werden sie gern manchmal nett mit Euch plaudern.

Deutscher Sang.

Vaterlandlied.

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
 Der wollte keine Knechte,
 Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
 Dem Mann in seine Rechte,
 Drum gab er ihm den kühnen Muth,
 Den Jörn der freien Rede,
 Daß er bestände bis aufs Blut,
 Bis in den Tod die Fehde.

So wollen wir, was Gott gewollt,
 Mit rechter Treue halten
 Und nimmer im Tyrannensold
 Die Menschenköpfe spalten,
 Doch wer für Tand und Schande sicht,
 Den hauen wir zu Scheitern,
 Der soll im deutschen Lande nicht
 Mit deutschen Männern erben.

O Deutschland, heiliges Vaterland!
 O deutsche Lieb und Treue!
 Du hohes Land! Du schönes Land!
 Dir schwören wir aufs Neue:
 Dem Buben und dem Knecht die Aht!
 Der fützte Krähn und Raben!
 So ziehn wir aus zur Hermannschlacht
 Und wollen Rache haben.

Laßt brausen, was nur brausen kann,
 In hellen, lichten Flammen!
 Ihr Deutschen alle, Mann vor Mann,
 Fürs Vaterland zusammen!
 Und hebt die Herzen himmelan
 Und himmelan die Hände
 Und rufet alle, Mann vor Mann:
 Die Knechtschaft hat ein Ende!

Laßt klingen, was nur klingen kann,
 Die Trommeln und die Flöten!
 Wir wollen heute, Mann vor Mann,
 Mit Blut das Eisen röthen.

Mit Henkersblut, Franzosenblut, —
 O süßer Tag der Rache!
 Das klinget allen Deutschen gut,
 Das ist die große Sache.

Laßt wehen, was nur wehen kann,
 Standarten wehn und Fahnen!
 Wir wollen heut uns, Mann vor Mann,
 Zum Heldentode mahnen.
 Auf, fliege, stolzes Siegespanier,
 Voran den kühnen Reihen!
 Wir siegen oder sterben hier
 Den süßen Tod der Freien.

Ernst Moritz Arndt.



Der Fahnen Schwur.

Hebt das Herz! Hebt die Hand!
 Schwöret für die große Sache,
 Schwöret den heiligen Schwur der Rache!
 Schwöret auf das Vaterland!
 Schwöret auf den Ruhm der Ahnen,
 Auf die Freiheit der Germanen,
 Auf das Höchste schwöret heut!

Hebt das Herz! Hebt die Hand!
 Erd und Himmel soll ihn hören,
 Unsern hohen Schwur der Ehren,
 Unsern Schwur fürs Vaterland,
 Glorreich schwebt, stolzes Zeichen,
 Das voran im Streite weht!
 Keiner soll von hinnen weichen,
 Wo sich dies Panier erhöht!

Hebt das Herz! Hebt die Hand!
 Wehe muthig, edle Fahne!
 Daß sich jede Brust ermahne
 für das heilige Vaterland!
 Mache, stolzes Ehrenzeichen,
 Alle Männer ehrenseht,
 Daß sie tausendmal erblicken,
 Eb' nur Einer Dich verläßt!

Ernst Moritz Arndt.



Siegessäbottſchaft.

Tanz

Ist heut im Krug zu Dohlefang.

Oben, auf rothgestrichener Empore,

Sitzt die Musik in vollem Chöre:

Klarinette, Geigen, Contrabaß;

Und vor Jedem ein Pult und ein Weißbiertglas.

Und unten drehn sich, in Schottischem und Walzer,

Die Paare, dazwischen ein Tuschzen, ein Schnalzer;

Und Jung und Hüge und blafende Lichter,

Am Fenster neugierige Kindergeſichter,

Ein Rempeln und Neunen, ein Stoßen und Stemmen.

Und mit Eins: „Da kommt ja der Neumann aus Cremmen . . .“

Der Laatsche-Neumann! Was will denn Der?

Laatsche-Neumann, hierher, hierher!

Er bringt was. Stillgestanden, ſtamm!

Ich wett', er bringt ein Telegramm.“

Und Neumann, plötzlich ſieht er oben,

Sie haben ihn auf den Tiſch erhoben.

„Eſen!“

„Muß erst zu Fuß kommen . . .“

„Eſen!“

„Düppel ist genommen!

Wir Schanze fünf, Garde Schanze ſieben,

Feldw. bel Probst beim Sturm geblieben.

Verluste wenig, Danke viel . . .“

Alles sich in die Arme ſtel;

Und zu wissen, wies eigentlich gewesen,

Muß Neumann es immer wieder lesen.

Dem aber will es nicht mehr zu Sinn.

„Dohlefanzer, wo denkt Ihr hin?

Habe noch andere gute Bekannte.“

„Welche denn, welche?“

„Muß noch nach Schwante.“

„Schwante? Die lumpigen tauſend Schritt?

Hurra, Neumann: Da kommen wir mit!“

Und hinein in die laue Frühlingſnacht

Ganz Dohlefang hat sich aufgemacht.

Neumann laatscht nach.

Schwante lag schon im Schlaf,
Als aber die Siegesbotschaft es traf,
Wards wach.

Der Mond am Himmel stand
Und in Jubel stand das Havelland.

Theodor Fontane.



Schlachtgebet des alten Dessauers.

Oestreicherschwadronen schimmern entlang den morgentöthlichen Horizont,
Durch die blinkende Ebene weit
Stehn Preussendragoner und Grenadiere gereiht;
Der Dessauer hält vor der Front.

Langsam, als schlugen rings Thurmuhren die Stunde,
Dröhnen Kanonen da und dort in die Runde;
Eine Kugel weht;
Er zieht den Degen: „Helm ab zum Gebet!
Herrgott! Ich kann nicht jeden Tag vor Dein Angesicht treten;
Nur mit Schüssen kann ich zu Dir beten.
Wenn ich jetzt Sturm trommeln lasse
Und den Feind fasse,
Säbel an Säbel, Mann an Mann, —
Herrgott von Preussen, nimm es an!“

Ernst Kiffauer

(Aus dem Band „Der Strom.“)



Kleine Ballade.

Hoch weht mein Busch, hell flirrt mein Schild
Im Wolkenbruch der Feindesklingen.
Die malen kein Madonnenbild
Und tönen nicht wie Harfensingen.

Und in den Staub der letzte Schelm,
Der mich vom Sattel wollte stechen!
Ich schlug ihm Feuer aus dem Helm
Und sah ihn tot zusammenbrechen.

Ihr wolltet stören meinen Herd?
Ich zeigte Euch die Manneskehne.

Und lachend trockne ich mein Schwert
An meines Rosses schwarzer Mähne.

Detlev von Liliencron.



Die Attade.

Platz da und Hieten aus dem Busch!
Mit Hurra drauf in Fluch und Huch
Und vorabgeugten Leibes rafen,
In einem Strich die Pferdenafen,
Wir Zwei weit voran den Husaren.
So sind wir in den Feind gefahren.
Die rothen Jungen hinterher
In todesbringender Carriere,
Daß wild die Spitzen der Schabracken
Den Grashalm fegen wie der Wind.
Und, hussa, hopp, die bunten Jacken,
Sind wir am Waldestrand geschwind.
Gefnatter, dann ein tolles Laufen,
Wir konnten kaum mit ihnen raufen.
So rissen die Gascogner aus
Vor unserm Säbelschnittgefaus.
Doch hinter einer schmalen Erle
Stand einer dieser kleinen Kerle
Und macht auf mich recht schlechte Wiße
Und schoß mir ab die Helmhorns Spitze.
Ei, Du verfluchter gelber Kümme!,
Ich treffe gleich Dich im Getümme!
Und „Hieb zur Erde tief“: saß ihm
Im Schädel eine forsche Prim.
Kolonnen rückten nun heran,
Der Auftrag war erfüllt, gethan.
Der Lieutenant sammelte den Zug;
Und als er durch die Säbel fragte,
Ob Keiner wegblieb, Keiner fehle,
Da schnürt es ihm die junge Kehle.
Denn der Trompeterschimmel bäunte,
Den Sattel frei, und schnob und schäumte.
Wir fanden seinen Reiter bald
An Brombeersträucher, tot, im Wald.
Ein blauroth Fleckchen zeigte nur
Den Schuß ins Herz, der Kugel Spur.
Bei meinem Freund zum ersten Mal
Sah ich das Einglas niederschneiden

Und Thränen fließen ohne Zahl,
Dem Toten auf die bleichen Lippen.

O schäm Dich nicht, wenn Dies Du liest,
Daß Dir so leicht die Thräne fließt.
Im Sterben trägst Du noch die Scherbe;
Ich sei, stirbst früher Du, der Erbe;
Dann denk ich an den treuesten Freund
Den je die Sonne hat gebräunt.

Detlev von Liliencron.



Kein schöner Tod . . .

Kein schöner Tod ist auf der Welt,
Als wer, vorm Feind erschlagen,
Auf grüner Haid, im freien Feld
Darf nicht hören groß Wehklagen.
Im engen Bett nur Einer allein
Muß an den Todesreihen;
Hier findet er Gesellschaft fein,
Fallen wie die Kräuter im Maien.

Manch frommer Held mit Freudigkeit
Hat zugesetzt Leib und Blute,
Starb seligen Tod auf grüner Haid
Dem Vaterland zu Gute,
Kein schöner Tod ist auf der Welt,
Als wer, vorm Feind erschlagen,
Auf grüner Haid, im freien Feld
Darf nicht hören groß Wehklagen.

Mit Trommelflang und Pfeifengeton
Manch frommer Held ward begraben.
Auf grüner Haid gefallen schön,
Unsterblichen Ruhm thut er haben.
Kein schöner Tod ist auf der Welt,
Als wer, vorm Feind erschlagen,
Auf grüner Haid, im freien Feld
Darf nicht hören groß Wehklagen.



Kriegszustand.

Nach den neuen Verordnungen für die Reichsbank und der Errichtung von Darlehnskassen kam die Gründung von Kriegskreditbanken. Die „Kriegskreditbank für Groß-Berlin“, die ein Aktienkapital von 15 Millionen haben wird, soll in den Bezirken der Handelskammern von Berlin und Potsdam für gewerbliche Betriebsmittel sorgen, Vorschüsse in barem Geld oder in Wechseln gewähren; und die Reichsbank wird den vier- oder fünffachen Betrag des von dem neuen Institut aufzubringenden Garantiefonds (25 bis 30 Millionen) in Wechseln diskontiren. Alle diese Kreditbrücken führen in die Reichsbank. Die steht jetzt vor ihrer Feuerprobe. Was wir bis heute sahen, verdient volles Vertrauen. Während die Banque de France ihre Notengrenze von 6800 Millionen bis auf 12 Milliarden erweitert und einer Assignatentwirthschaft zuflueht (die kleinste französische Banknote lautete vor dem Krieg auf 50 Francs; dann kamen Scheine zu 20 und 5, schließlich zu 1 Franc), legte die Reichsbank am neunzehnten August einen Ausweis vor, der eine Minderung des Notenumlaufs (um 15) auf 3882 und eine Steigerung des Goldbestandes (um 31) auf 1508 Millionen ergab. Schon nach der zweiten Kriegswoche konnte also ein gebesserter Status gezeigt werden. Das bedeutet noch nicht viel. Aber draußen stehts schlechter. Von Ost, Nord und West hört man laute der Schwäche. Die Bank von Frankreich berichtet nicht mehr über den eigenen Stand; die Reichsbank kündigt an, daß sie sich bemühen werde, ihre Zahlen noch rascher zu veröffentlichen als sonst. Frankreichs Goldflitter fällt ab. Die metallische Decke der Reichsbanknoten hatte sich am Ende der zweiten Woche im August von 43,4 auf 44,2 Prozent gestreckt. Sie entfernte sich also von der Grenze der Drittbedeckung, statt sich ihr zu nähern. Aber die Hauptsache war: eine starke Zunahme der Giroelder. Die würde in Friedenstagen anzeigen, daß die Geschäfte kein Geld brauchen, also träger geworden sind. Wenn in Kriegszeit die Summe der fremden Gelder in der Reichsbank steigt, so ist damit bewiesen, daß die Umlaufmittel mehr Bewegungsfreiheit erlangt haben und daß die größte Gefahr, die dem Wirthschaftskörper drohen kann, eine Kreditkrisis als Folge der Einsperrung des Geldes, fürs Erste beseitigt ist.

Das Verhältniß zwischen Gold und Zettelgeld hat sich nicht nur in Europa geändert. Auch die Vereinigten Staaten sind in die Umwälzung, die der Krieg bewirkt hat, hineingezogen worden; sie sind in das Netz einer Verschuldung gerathen, aus dem sie sich nicht leicht lösen werden. Die Ausfuhr wichtiger Güter, besonders Baumwolle, Getreide, Kolonialwaaren, sollte neue Guthaben in Europa schaffen. Riesenposten amerikanischer Papiere sind seit Jahr und Tag in die Neue Welt zurückgeströmt. Wesentliche Bestimmungen des neuen Bankgesetzes können nicht in Kraft treten; denn die wichtigste Aufgabe ist jetzt die Vermehrung des Papiergeldes. Wie in den Tagen der Finanzkata-

Strophe von 1907 wurden Clearinghouse-Certifikate ausgegeben, die als Geldzeichen dienen. Die Nationalbanken dürfen mehr Noten ausgeben, als ihnen je erlaubt war, und brauchen sie nicht so fest zu fundamentieren, wie ihnen sonst zur Pflicht gemacht ist. Statt der Schulboverschreibungen der Vereinigten Staaten dürfen andere „geeignete“ Werthpapiere als Notendeckung dienen. Das Gesetz schreibt vor, daß 25 Prozent der Depositengelder durch Gold oder Bundesnoten verbürgt sein müssen. Um dieses Geld ersten Ranges für Zahlungen an das Ausland frei zu bekommen, sind die Noten der Nationalbanken in den Sicherheitsbezirk zugelassen worden. Die amerikanische Regierung, die so großen Werth auf eine solide Geldverfassung legt, hat gewiß nicht leichten Herzens auf diese Grundzüge verzichtet. Hätte sie eine Centralbank, so könnte man die Belebung des Geldumlaufs mit den selben Mitteln versuchen, die in Deutschland angewendet worden sind. Präsident Wilson hat die Bankreform durchgeführt; der Krieg lähmt sie und an Centralisirung des Notenbankwesens ist in absehbarer Zeit noch nicht zu denken.

Überall steigt die papierene Fluth; wann wird sie fallen? Für Deutschland sind die Möglichkeiten schon deshalb günstig, weil der Reichsbank gelingen wird, sich die Dritteldeckung zu erhalten. Die Darlehnskassenscheine sind nur für die Dauer des Krieges bestimmt. Ueber das Schicksal der Banknoten und Reichskassenscheine aber entscheidet Bedürfnis und Neigung. Hat sich der Deutsche an das Zettelgeld gewöhnt, so wird es im Umlauf bleiben. Nach dem Kriegsschluß würden ja die Mißtrauischten die Banknote wieder als vollwerthiges Geld ansehen. Wenn der Güterumsatz sich wieder belebt, was noch während des Krieges, nach entscheidenden Siegen, möglich ist, können die Produzenten sich aus dem Verkauf der Waaren neues Betriebskapital schaffen und das Kreditbedürfnis wird geringer. Deshalb kann Niemand ermessen, mit welchem Notenbestand am Tag des Friedensschlusses zu rechnen sein wird. Wir dürfen hoffen, daß die Fluth bald weicht.

Englische Leute fürchteten das Entstehen eines Goldagio in Deutschland. Das kann im inländischen Verkehr so lange nicht vorkommen, wie die Reichsbank ihre Gesetze zu wahren vermag. Wer Papiergeld nicht mehr zum vollen Werth annähme, müßte die Golddecke der Reichsbank für zu kurz halten. Aber die Reichsbank zahlte Gold im vollen Betrag der ihr eingereichten Noten bis zu dem Tag aus, da die Notverordnungen in Kraft traten. Heute ist Gold natürlich schwer zu haben. Im öffentlichen Zahlungsverkehr überhaupt nicht. Läßt sich Einer für den Umtausch einer Banknote in Gold eine Prämie bezahlen, so verstößt er gegen das Gesetz. Aber es kommt natürlich vor; und der Dumme ist der Andere, der seinen Hundertmarkschein für 80 oder 90 Mark hingiebt. Nur im internationalen Verkehr bleibt das Gold das einzige Zahlungsmittel; und keine wirtschaftliche Großmacht kann heute mit ihrem Goldschatz gegen die andere auftrumpfen, weil alle gezwungen sind, das eigene Gold als nicht vorhanden zu betrachten.

Die Börse sind noch geschlossen. In der Burgstraße wurde die

Fahne erst eingezogen, als Wien, London und Paris kapitulirt hatten. Berlin mußte noch den Ansturm der fremden Spekulanten aushalten. Was am Schottenring nicht mehr anzubringen war, wurde im Hitzighaus verkauft. Am ersten August hörte das Geschäft auf. Die letzte amtliche Kursliste ist vom dreißigsten Juli. Und die Tage des Fastens liegen manchem Börsenmann schwer im Magen. Täglich treffen die Herren einander auf dem bekannten quietschenden Parquet; aber „Schlüsse“ werden nur auf erbeutete Maschinengewehre gemacht. An die Lederbissen wagt man sich noch nicht heran. Nur zum Spaß werden mal Kurse genannt, um zu sehen, wie es hinter dem Kurszettel aussieht. Als neulich Jemand sechs Phoenix-Aktien kaufte, stockte der Pulsschlag von der Erregung. Anfangen möchte man ganz gern wieder. Die Lust am Spekuliren ist nicht erstorben. Sie bedarf nur eines Anlasses, auf den sie sich berufen kann. Von Paris werden, via Schweiz und Holland, Börsenkurse gemeldet. Die paar Daten sind wie ein Gruß aus einer anderen Welt. Man interessirte sich weniger für die Thatsache, daß die dreiprozentige französische Rente 75 kostete, als für die Nennung des Kursets überhaupt; und fragte sich, ob, was in Frankreich möglich ist, nicht auch in Berlin versucht werden könnte. Hat es einen Sinn, das Börsenlaufhaus im Zustand der „billigen Woche“ zu zeigen? Dem Publikum die dreiprozentige Reichsanleihe zum Preis von 69 vorzuführen? Die Leute mit starken Nerven fürchten solche Eindrücke nicht.

„То-го-же-то-вак-ниты-ан-о-в-е-р-е-г-е-н.“ Wie 4½ prozentige preisliche Anleihe stürzte von 93 auf 77 und kletterte nach Weissenburg und Wörth wieder auf den Normalkurs. Kreditaktien rutschten von 149 auf 90; Rumänen von 69 auf 39; Darmstädter Bank von 133 auf 96. Nach den ersten Siegen kam die neue Hauffe. Die erwarten die Börsenmatadore von 1914 auch und meinen, man dürfe das Geschäft nicht einrostet lassen. Ob heute die Renaissance so bequem wäre wie vor vierundvierzig Jahren, ist fraglich. Berlin allein könnte die Kosten des Umfahes nicht tragen. Die großen Auslandmärkte müßten zugleich in Aktion treten; sonst käme es so, wie es in den letzten Tagen des berliner Börsenverkehrs war. Die Regulirung der Ultimoverpflichtungen ist von Ende August auf Ende September verschoben worden. Daraus ist nicht zu folgern, daß im September die Börse wieder aufgemacht wird. Möglich ist es, aber nicht sicher. Nach der Besetzung von Brüssel und den Siegen bei Mex blühte die Hoffnung natürlich auf. „Geht so weiter, dann bringt vielleicht noch der August neue und gute Kurse.“ So schnell, liebe Herren, schießen selbst die Preußen nicht. Immerhin ist möglich, daß der große Papierladen früher aufgemacht werden kann, als mancher Mann glaubte. Die Zahl der Leute, die endlich wieder eine Kurs-, also eine Berechnungsmöglichkeit haben möchten, ist doch wohl größer als die der Trostbedürftigen, die der Börsenwitz seufzen läßt: „Ein Glück, daß wir nicht wissen, ob wir pleite sind.“

Ladon.

Mitteldeutsche Privat-Bank, Aktiengesellschaft

Aktiekapital 60000000.— Mark. — Reserven 8400000.— Mark.

MAGDEBURG — HAMBURG — DRESDEN — LEIPZIG

Zweigniederlassungen bezw. Geschäftsstellen in

Aken, E., Aue i. E., Barby a. E., Bismarck-Altm., Burg b. M., Calbe a. S., Chemnitz, Dessau, Egein, Ebersdorf, Eilenburg, Eisenach, Eisleben, Erfurt, Finsterwalde N.-L., Frankenhausen (Kyffh.), Gardelegen, Genth a., Halberstadt, Halle a. S., Helmstedt, Hersfeld, Höttestedt, Iversgehofen, Kamenz, Kletze i. Altm., Langensalza, Lommitsch, Meissen, Merseburg, Mühlhausen i. Th., Neuhaldensleben, Nordhausen, Oederan, Oschersleben, Osterburg i. A., Otterwieck a. H., Perleberg, Quedlinburg, Riesa, Salzwedel, Sangerhausen, Schönebeck a. E., Schöningen i. Br., Schmitz, Zondershausen, Seendal, Stolberg i. E., Tangerhütte, Tangermünde, Thale a. H., Torgau, Weimar, Wernigerode a. H., Wittenberg (Bez. Halle), Wittenberge (Bez. Potsdam), Wolmirstedt (Bez. Magdeburg), Wurzen i. S., Zeitz, Kommande i. Aschersleben.

Ausführung aller bankgeschäftlichen Transaktionen.

MO SSE & SA CHS

Berlin NW. 7
Unter den Linden 36
(Haus Zöllnerhof)

Bankgeschäft

Telegr.-Nr. 12450-52
Telegraphen-Adresse:
Sarnosshank

SCHAUSPIELSCHULE MARIA MOISSI

BERLIN W., Wilmersdorfer Strasse 96/97 (Nähe Kurfürstendamm)

unter Mitwirkung von **ALEXANDER MOISSI** und anderen namhaften Lehrkräften

Ausbildung bis zur Bühnenreife ∞ Prospekte gratis

Victoria-Café

Unter den Linden 46

Vornehmes Café der Reside. 12**Kalte und warme Küche.****Einjährigen-** Anstalt, Dr. Fackelmann, Berlin W 15, Güntzelstr. 32.**Ferd. Rothschuh**

Hofl.

Bandagen**Erfurt****Der Europäische Krieg**

von Vicomte * * * Major im Kaiserlich * * * Generalstab

Preis Mk. 1.

Erschienen in allen Buchhandlungen oder

durch den Verlag

PAUL BAUMANN, Charlottenburg 4

Das im Jahre 1913 erschienene Buch schildert mit verblüffend prophetischem Blick die Ereignisse Europas, wie sie jetzt tatsächlich eingetroffen sind.

Auf das
Wie? — und — Wo?

kommt es an, wenn Sie in einer auswärtigen Zeitung mit Erfolg irgend etwas inserieren wollen. Sachgemäße Beratung u. Ausföhrung zu Originalzeilenpreisen ohne jeden Aufschlag durch die

Annoncen Expedition Alfred Weiner
Berlin S.W. 68. Friedrichstr. 207

Übernahme ganzer Reklame-Etats, zeichnerisch. Entwürfe,
Kostenanschläge ohne jede Verbindlichkeit.



Reiseführer



Stahlbad Alexisbad i. Harz :: Hotel Försterling.

Amerkannt best empfohlenes Haus am Platze. Heerliche Lage am Walde. Eigenes Badehaus. Elektrisches Licht und W. C. Illustrierte Prospekte frei. Direktor: **Fremmann.**

Coblenz a. Rh.

Hôtel Bellevue - Coblenzer Hof

Mod. Hôtelprachtbau m. d. letzt. Errangenschaft. d. Hôtelhygieneausstatt. Sälsal- u. Konferenzzimmer. Wein- u. Bierrestaurant. Bar. Grillrosm

Bad Ems

Hôtel Russischer Hof

Neu renoviert. :: Neue Direktion.

Monte Carlo

Hotel des Princes

Das ganze Jahr geöffnet. Modernster Komfort. Mäss. Preise. Vorzgl. Küche. Bes. Euler-Musculus

Grand Hotel Kaiserhof, Bad Nauheim

Bes. **B. H. Haberland.** Einziges allererstklassiges Haus direkt gegenüber den Bädern. Im eignen grossen Park gelegen. Modernster Komfort.

Rüdesheim a. Rh.

Hôtel Holländischer Hof

Lieblingshaus der Gesellschaft.

Strassburg i. E. Restaurant Sorg

Das vornehmste Wein-Restaurant der Stadt.

Wiesbaden :: Nassauer Hof

Höchstvernehmes Hotel in freier bevorzugter Ost- und Südlage gegenüber Kurpark, Kurhaus, Theater, 2 Radhäuser mit direkt eigenem Kochbrunnenzufluß. 100 Wohnungen und Zimmer mit Bad. Zander-Institut.

Dr. Rosell

Baltenstedt-Harz Station Schlassbühl. Spezial. Untersuch. u. Sanatorium. diätetisch-physikal. Behandl. chronischer innerer Krankheiten. Herrliche Lage. Bezügliches Klima. 10/2 Betten, Zentralheizung, elektrisches Licht, Fahrstuhl. Staus geöffnet, Hesssch a. d. best. Kreisen.

Sanatorium Schierke

im Oberharz. 640 m. Physikal.-diätet. Heilanstalt. Mod. Hotel-Dependance: Barenberger Hof bei Schierke. Wundervolle Lage.

Geb. San.-Rat Dr. Haug-Dr. Kratzenstein.

Reinhardsquelle das Nierenwasser!

von tausenden Aerzten erfolgreich angewandt gegen

Nieren-, Blasen- und Frauenleiden, Gries- und Steinbildung, gegen Gicht und Rheuma und die damit verbundenen Krankheitserscheinungen.

Wie die Reinhardsquelle kranken Organen Heilung bringt, so erweist sie sich bei Gesunden erhaltend und kräftigend, der ganze innere Organismus wird angeregt:

es tritt ein Wohlbefinden ein, welches früher nicht vorhanden war.

Man frage den Arzt!

Zu einer Hauskur ca. 30 Flaschen erforderlich! Erhältlich in Mineralwasserhandlungen, Apotheken und Drogerien, wo nicht, Lieferung direkt ab Quelle!

Literatur gratis durch: Reinhardsquelle G. m. b. H. b. Wildungen 4.

Bank für Handel und Industrie

(Darmstädter Bank)

Berlin — Darmstadt

Breslau Düsseldorf Frankfurt a. M. Halle a. S.
Hamburg Hannover Leipzig Mainz Mannheim
München Nürnberg Stettin Strassburg i. E. etc.

Aktien-Kapital und Reserven 192 Millionen Mark

Centrale: Berlin, Schinkelplatz 1-4

30 Depositenkassen und Wechselstuben in Berlin und Vororten

Ausführung aller bankmässigen Geschäfte

Berliner

Automobil-Versicherungs-Bureau

Alfred Weymann

Berlin SW 61

Telephon: Amt Moritzpl. 1976

Schleiermacherstr. 21

SPEZIAL-ABTEILUNG:

Automobil-Versicherungen

Generalvertretungen nur erstklassiger Versicherungs-Aktiengesellschaften. — Erste Oesterreichische Allgemeine Unfall-Versicherungs-Gesellschaft „Globus“, Abteilung für Automobilversicherungen, Hamburg. etc.

Über 4000 Automobil-Policen zugefertigt
und ca. 3500 Automobilschäden reguliert.

Versicherung des Automobils gegen:

1. Haftpflicht. 2. Beschädigung. 3. Feuer. 4. Diebstahl.

Ferner: persönliche Unfall-, Chauffeur-Unfall-, Insassen-Versicherungen.

Günstige Prämien und Bedingungen! Feinste Referenzen!

Verlangen Sie Prospekt!

Vergünstigungs-Verträge mit diversen Automobil-Clubs.

SCHWERHÖRIGE

VERLANGEN SIE UNSERN PROSPEKT

OBER

„MEGALOPHON“

DEN AUSGEZEICHNETEN ELEKTRISCHEN HÖRAPPARAT

AUF AUSSTELLUNGEN PRAMIERT

PREIS VON 55 MARK AN

BERLINER PRIVAT-TELEFON GES. M. B. H.
FERLIN C. 30, ROSENTHALER STRASSE 40

AMT NORDEN 1125, 1130, 1746

Bronchialkatarrh

Luftröhrenkatarrh, Lungenkatarrh, Emphysem.



Die Kur im Hause

(Symptome: Ent-
trocken, Katarrh m.
tellig-, quälendem
Husten u. geringen
Meig. zäh, grauen
Schleim, od. schlei-
mig Katarrh, wobei
ohne grosse Be-
schwerd. v. rathlich.

Mengen eines ödemflüss., etwiz. Au wurts entleert werden; zuweil.
pfeifend. Atemgeräusch. Der chron. Bronchialkatarrh zieht oft Em-
physem (Lungenverweitung) u. damit mehr od. w. nig. stark. At. m. od.
mit sich. Bei älter. Katarrhen Gewicht- u. Kräf. (u. b. n.) Wer derartig.
an sich beobac- t t o l. wer an Asthma, Kehlkopf-, Rachen-, Nasen-
katarrh od. Folge! vom Infl. ca. v. leidet, wer leicht zu Erkältungen
nigt, versäumt nicht, sich sof. über Tancre's Inhalator f. Mund- u. Naseninhalation zu in-
mieren-, worüb. sich f. essend. in begeist. Briefen aus- sprech. So schreiben Frau Prof. Lepp.
Pforzheim, Göt. es ra. se: „Seit ca. 10 Jahr. litt ich an ein. lästig. Rachen- u. Kehlkopfkatarrh
ver gebt. suchte ich Hilfe, auch eine besond. Inha- tionsmask. in Baden- Baden versagte vollst. od.
u. viel eher noch schlimmer. Wirkung hervor. Daher machte ich einen Versuch m. dem in einer
Zeitschrift empfohl. Inhalator v. Tancre. Durch einen Spezialisten f. Halsleiden wurde mir
noch dazu geraten, d. Apparat einm. zu probieren. Ueberrasch. war d. Erfolg, nach 14 täg.
Benutz. des Inhalators verlör ich den lästig. Keiz u. Brennen im Hause u. in der Nase, so daß
in nächst. Zeit eine völlig. Heilung sich einstellte. Ich crachte es als meine Pflicht, dies dankh.
öffentl. zu bekund., wie segensr. die Erfind. v. Tancre's Inhalator sich bei mir bewährt hat.“
Frau Bertha Frein v. Wittgen ein. Stat. Friedrichshöhe b. Laasghe (Westf.). „Heute v. d. ich
möchte ich Ihnen mittheil., dass ich sehr zufried. bin mit Ihrem Inhalator. Meine Schwester u.
besond. ich, litten sehr an einem unan- nehml. Hustenreiz u. sonstig. Erkältung, verbunden m.
Kopfschmerz. Wenn ich mich zu Bett legte, konnte ich nicht schlafen vor Husten; nachts
wachte ich plöztl. auf u. glaubte zu ersticken. Alle diese Erscheinung. sind verschwunden, ich
huste nie mehr, Kopfschmerz u. Erkältung sind nur noch seltene Gäste bei mir u. im ganzen
fühle ich mich sehr wohl“, nachdem ich Ihren Inhalator gebraucht habe. Möchte allen Halstei-
denden dies. Apparat empfehlen.“ Aehnl. Anerkennungs schreiben liegen über 10 000 Stük
vor (no. iariell beglaubigt). Nähere Aufklärungen sowie Broschüre erhalten Sie von der
Firma Carl A. Tancre, Wiesbaden A 40, vollständig kostenlos.

DEUTA

Der
anerkannt
bewährteste
**Automobil-
Geschwin-
digkeits-
messer**



DEUTA-WERKE

G. m. b. H.

BERLIN SO. 26

Inseraten- „Die Zukunft“ durch **Anzeigenverwaltung** Berlin SW. 68, Friedrichstr. 207, Fernspr. ZH. 8740 u. 9797
Annahme für **Alfred Weiner** — sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditoren —
Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,20 Mk., auf Vorzugsseiten 1,80 Mk.

Autoren

bietet Buchverlag günstigste Bedingungen
Modernes Verlagsbureau Curt Wigand
Berlin-Halensee

Vom Adel der Versöhnung

Seite 124: „Eher möchten Sie, wenn das möglich wäre, Ihre Eigenart zerstören, als daß Sie zu Menschen, bei denen Sie instinktiv fühlen, daß eine geheime Kluft trennt, ein feines Verständnis unumöglich sagen möchten, was Sie bewegt, erschüttert, was Ihre Sehnsucht, Ihre Hoffnung ausmacht.“ Diese Worte aus dem Liebeschen Buche vom Adel der Versöhnung (vergriffen) sollen Kluges erkennen lassen: daß die großzügigen Charakterbeurteilungen von P. P. L. mit sonst bekannten Schriftleutungen nicht zu verrechnen sind. Prospekt über Seelenanalysen in Briefform frei.
P. Paul Liebe, Augsburg I.

== Angrenzend Schreiberhau. ==
Bade- und Luft-Kurort

„Zackental“

Tel. 27. (Camphausen) Tel. 27.

Bahnlinie: Warmbrunn - Schreiberhau.

Petersdorf im Riesengebirge
(Bahnhstation)

Erholungsheim

Hôtel Sanatorium

Neuzuständige Einrichtung, Waldreichtum, windgeschützte, nebelfreie Höhenlage, Zentr. d. schönsten Ausflüge in Berg u. Tal, Luftbad, Übungsapp., alle electr. (sehr billig, da eig. Electr.-Werk) u. Wasseranwendungen (ausschließlich kohlensäurereiches Quellwasser).
Zimmer mit Verpflegung von M. 6.— ab.
Im Erholungsheim u. Hotel Zimmer mit Frühstück M. 4.— täglich.

Nähe: Camphausen, Berlin SW. 11.

Wanoli

Deutschlands führende
Zigarettenmarke
Zurufrei



Tempelhofer Feld

In den neu erbauten, asphaltierten Strassen sind zurzeit eine grössere Anzahl Häuser mit herrschaftlichen Wohnungen von 4-7 Zimmern fertiggestellt und sofort zu beziehen. Die Häuser haben Zentralheizung, Warmwasserbereitung, elektrisches Licht, Fahrstuhl etc. Einige Häuser sind auch mit moderner Ofenheizung ausgestattet. Skimilieu Wohnungen sind mit reichlichem Nebenglass versehen. Die Häuser entsprechen in ihrem Ausbau den besten Bauten des Westens. Die Hauptstrassen sind durch elektrische Bogenlampen beleuchtet.

Die Verbindung ist die denkbar beste. Sechs Strassenbahnen fahren nach allen Teilen der Stadt und zwar die Linien 70, 73, 94 B, 10, 25 und 44, Autoomnibus 4c. Die Fahrzeiten betragen vom Eingang des Tempelhofer Feldes

- nach dem Halleschen Tor ca. 7 Minuten,
- der Leipziger Ecke Charlottenstrasse ca. 15 Minuten,
- der Bitterstrasse-Moritzplatz ca. 15 Minuten,
- dem Dönhofsplatz ca. 15 Minuten.

Eine neue Linie wird demnächst eröffnet und führt von der Dreibundstrasse, Ecke Katzbachstrasse, in weniger als 15 Minuten zum Potsdamer Platz.

Die untere Hälfte des Parkringes, welcher mit reichlichen Spielplätzen und einem grösseren Teich, der im Sommer zum Bootfahren und im Winter als Eisbahn dient, versehen wird, ist bereits dem Verkehr übergeben worden.

Ankünfte über die zu vermietenden Wohnungen werden im Mietsbureau am Eingang des Tempelhofer Feldes, Ecke Dreibundstrasse u. Hohenzollernkoren, Telefon Amt Tempelhof 627, und in den Häusern erteilt. Den Wünschen der Mieter bezüglich Anschluss von Wascholetten an die Warm- und Kaltwasserleitungen, bezüglich der Auswahl der Tapeten wird in bereitwilligster Weise Rechnung getragen.